Nr. 51. Jahrgang VII. Allgemeine Berlin, 23. Dezember 1898.

Israelitische Wochenschrift

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 23. Dezember, abends 4 Uhr.
Samstag, den 24. Dezember, in der alten Synagoge, mrgs. 8½ Uhr, in den übrigen Synagogen, morgens 9 Uhr.
Vormittags 10 Uhr: Synagoge Kaiserstr Gastpredigt des Herrn Dr. Jacob aus Göttingen.
Abendgottesdienst 4 Uhr 41 Min.
Gottesdienst an den Wochentagen: morgens, alte und Kaiserstr.-Synagoge, 7 Uhr, in den übrigen Synagogen 7½ Uhr, abends in allen Synagogen 4 Uhr.

Sitzung der Repräsentanten - Versammlung

Sonntag, den 25. Dezember, vorm. 11 Uhr, im Sitzungssaale Oranienburgerstr. 30.

Bekanntmachung.

Auf Grund der Bestimmung im § 30 des revidierten Statuts für die hiesige jüdische Gemeinde bringen wir hierdurch zur Kenntnis, daß aus der am 24. November d. J. vollzogenen Repräsentanten-Ergänzungswahl hervorgegangen sind:

a) als **Repräsentanten:**

die Herren **Moritz Manheimer, Louis Sachs, Leonhardt Sachs,** Stadtrat **Dr. Max Otto Weigert,** Professor **Dr. Ludwig Geiger,** Oberlehrer **Dr. Sigismund Blaschke, Rudolf Mosse,** Syndikus **Dr. jur. Georg Minden,** Landgerichtsrat **E. Loewe,** Kommerzienrat **Julius Martin Friedländer** und **Albert Philipp Meyer;**

b) als

Stellvertreter der Repräsentanten:

die Herren **Willibald Loewenthal,** Rechtsanwalt **Dr. Hermann Veit Simon, Benas Levy, Adolf Meyer,** Sanitätsrat **Dr. Moritz Jastrowitz,** Professor **Dr. Leopold Landau, Julius Bodenstein, Berthold Israel, Isidor Sachs** und **Oscar Berlin.**

Berlin, den 20. Dezember 1898.

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde.

Religionsverein „Westen" Charlottenburg.

In unserem Verein ist die Stellung eines **Cantors** per 1. August 1899 neu zu besetzen; dieselbe ist mit einem festen Gehalt von Mk. 1200 und einem garantierten Nebeneinkommen von mindestens 300 Mark per annum dotiert. Geeignete Bewerber wollen ihre Offerte nebst Beifügung von Zeugnisabschriften nur schriftlich an Herrn **D. Davidsohn, Charlottenburg, Grolmannstr. 22,** richten. Reisespesen werden nur bei Engagement bewilligt.

Nr. 51. Jahrgang VII. **Allgemeine** Berlin, 23. Dezember 1898.

Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage.

Verantw. Redakt.: M. A. Klausner, **Berlin W., Tauenzienstr. 19a.** Telephon: Amt IX, Nr. 5567.

Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. Telephon: Amt VI, Nr. 796. Post-Zeitungsliste Nr. 110.

Bezugspreis vierteljährlich: **Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 2,50 Mk.,** alle anderen Länder **3.— Mk.**

Erscheint an jedem Freitag, die wissenschaftliche Beilage monatlich einmal. Zu beziehen durch die Post, den Buchhandel oder unsere Expedition.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitte ich an die Adresse: Berlin W., Tauenzienstr. 19a. M. A. Klausner.

Inhalt:

Die Politik.

(Antisemitische Gesetzgebungsversuche.) Der von uns bereits erwähnte Gesetzentwurf gegen die Einwanderung ausländischer Juden, den die Antisemiten mit Herrn Stöcker gemeinschaftlich im Reichstage eingebracht haben, lautet:

§ 1. Die Einwanderung von Juden, die nicht in Deutschland staatsangehörig sind, ist untersagt. § 2. Ausländische Juden, die sich bei Inkrafttreten dieses Gesetzes in Deutschland aufhalten, um sich dauernd niederzulassen, ohne bisher in einem deutschen Bundesstaate die Staatsangehörigkeit erworben zu haben, und nicht schon vordem ein selbständiges Gewerbe oder Geschäft in Deutschland betreiben, sollen alsbald aus dem Gebiete des Deutschen Reiches ausgewiesen werden. § 3. Die Gewährung der Staatsangehörigkeit in einem deutschen Bundesstaate an ausländische Juden ist untersagt. § 4. Die Begünstigung der Einwanderung fremder Juden wird mit Geldstrafe von 500 bis 1000 M. oder mit Gefängnis bestraft. § 5. Der Bundesrat erläßt die zur Ausführung und Sicherstellung des Vollzugs dieses Gesetzes erforderlichen Anordnungen. § 6. Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündigung in Kraft.

Der Entwurf könnte nicht anders lauten, wenn Herr Stöcker sich ihn von einem russischen Hausknecht hätte ausarbeiten lassen.

* * *

(Die Ausweisungen.) Als die Ausweisungen gegen dänische Bewohner Nordschleswigs bekannt geworden waren, schrieb der Historiker Professor Dr. Hans Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern“:

„Die Ausweisungen schreien zum Himmel. Noch schlimmer als die Brutalität, die uns zum Abscheu der gebildeten Welt macht, ist die Verblendung, die da glaubt, mit solchen Mitteln im Kampfe der Nationalitäten dauernde Erfolge erzielen zu können. Die nationale Gesinnung hat bei uns hier und dort einen nationalen Fanatismus erzeugt, der wild und verstockt glaubt, die Gesetze der Menschlichkeit mit Füßen treten zu dürfen und dem nationalen Gedanken, dem er zu dienen vermeint, unüberwindlichen Schaden zufügt.“

Am Montag teilte darauf der Reichsanzeiger mit, daß gegen Herrn Delbrück das Disziplinarverfahren eingeleitet worden sei.

Es ist möglich, daß die Disziplinarkammer Herrn Delbrück, der als Abgeordneter der freikonservativen Partei angehört hat, schuldig spricht; möglich sogar, daß sie auf Entfernung aus dem Universitätslehramt erkennt. Sicher aber ist, daß hierdurch die Dänen-Ausweisungen nicht aufhören würden, zum Himmel zu schreien, und daß die Juden-Ausweisungen noch himmelschreiender sind.

* * *

(Die Schächtfrage in Aachen.) Die Stadtverordnetenversammlung in Aachen beschäftigte sich in der dieswöchigen Sitzung mit der Schächtfrage, die anläßlich eines Nachtrages zum Ortsstatut über den Schlachtzwang geregelt werden sollte. Der Beigeordnete Ebing teilte mit: Es sei in Aussicht genommen worden, besondere Normen bezüglich des Schächtens

aufzustellen, das Schächten auf eine bestimmte Anzahl Vieh zu beschränken. Es habe sich aber als zweckmäßig ergeben, die Frage einstweilen nicht weiter zu verfolgen. Das zu schächtende und vor dem Schächten niederzuwerfende Vieh solle nach bestimmten Anordnungen behandelt werden, um mögliche Tierquälereien zu verhindern. Die Versammlung erklärte sich damit einverstanden, daß diese Maßregeln alsbald getroffen werden. — „Einstweilen“ ist somit von dem Versuche Abstand genommen, in Aachen auf einem Umwege das Schächtverbot einzuführen. Die jüdische Gemeinde in Aachen wird dafür zu sorgen wissen, daß auch wiederholte Versuche eines Eingriffs in die freie Befolgung religiöser Satzungen vergeblich bleiben.

* * *

(Das ist ganz was anders!) Die „Kreuzzeitung“ läßt sich aus Petersburg folgendes berichten:

„Die Klagen gewisser Bevölkerungsgruppen und dementsprechend auch einer Anzahl Zeitungen, daß die einheimischen Russen von den „Fremden“ in ihrem Erwerbe geschädigt und zurückgedrängt werden, sind nicht neu. Auffallend aber ist es, daß dieselben Beschwerden jetzt auch aus dem neu erworbenen chinesischen Gebiete, aus Port Arthur und Talienwan ertönen. Dort sollen, wenn die Berichte gewisser Blätter die Wahrheit melden, Engländer, Deutsche und zum Teil auch Juden, sich in größerer Zahl niedergelassen und den Handel hauptsächlich in ihre Hand genommen haben, was die Russen natürlich sehr unangenehm empfinden. An und für sich haben solche Klagen nicht viel zu bedeuten, solange sie nur in den Spalten der Zeitungen bleiben. Aber in der Regel ist damit die Aufforderung an die Regierung verbunden, besondere Maßregeln gegen die „Fremden“, zum Schutze der Russen zu ergreifen. Und die Regierung erfüllt diese Wünsche häufig genug.“

Das klingt keineswegs wie eine Zustimmung zu dem in Rußland üblichen Verhalten gegen Fremde; im Gegenteil kann man daraus eine Mißbilligung des Verfahrens hören, sowohl in Betreff derer, die „besondere Maßregeln gegen die Fremden zum Schutze der Russen“ verlangen, wie in Betreff der russischen Regierung, die diese Wünsche „häufig genug erfüllt“. Wie aber steht es in Deutschland? Hier werden die „Fremden“ — auch wo politische Gründe gar nicht in Frage kommen — schlankweg ausgewiesen, und die „Kreuzzeitung“ weiß daran nichts auszusetzen.

Wie war die Antwort Junker Alexanders?
Ja, Bauer, das ist ganz was anders!

* * *

(Kleine Scherze). Wir haben in der vorigen Nummer dieses Blattes mitgeteilt, daß auf der Tagesordnung der zum 2. Januar nach Tilsit einberufenen Konferenz der jüdischen Religionslehrer Ostpreußens ein Vortrag des Herrn Rabbiner Dr. Munk-Königsberg über die Frage steht: „Ist es zweckmäßig, die Aufmerksamkeit der Schuljugend auf die gegen den Glauben, besonders den jüdischen Glauben gerichteten Angriffe zu lenken?“ Die „Kreuzzeitung“ bemerkt hierzu:

„Da Angriffe gegen den jüdischen Glauben von keiner Seite her gerichtet worden sind, auch nicht von antisemitischen Kreisen aus, welche die Juden lediglich als Rasse bekämpfen, und selbst nicht von den Sozialdemokraten, so erscheint die Frage, die der Königsberger Rabbiner aufzuwerfen für zweckmäßig findet, nicht berechtigt. Allem Anschein nach will man nur auf eine Stärkung des jüdischen Nationalgefühls schon bei der Jugend hinwirken.“

Angesichts des jüngsten Antrages im deutschen Reichstage gegen das Schächten gehört eine selbst bei Antisemiten ungewöhnliche Wahrheitsscheu zu der Behauptung, daß „Angriffe gegen den jüdischen Glauben von keiner Seite her gerichtet worden sind“. Doch von dem Bekenntnis der „Kreuzzeitung“, die mitsamt der konservativen Partei von den Brosamen Stahl-Schlesingers lebt, zum Rassenantisemitismus soll gebührend Notiz genommen werden. Herr Kropatschek, der Nachfolger des Freiherrn von Hammerstein, fühlt sich wahrscheinlich schon durch seinen tschechischen Namen als Urteutone und Rassengermane. Was aber wird sein Freund Stöcker zu der Abwendung von der Judenmission sagen? Was wird man dazu an der Stelle sagen, die, unwidersprochenen Gerüchten zufolge, das ganze Maß ihres Interesses an jüdischen Dingen nicht über Judentaufen hinaus auszudehnen vermag? — Im Uebrigen wollen wir es Niemandem wehren, unser religiöses Gefühl Stammesgefühl zu nennen. Das sind billige Scherze, zu denen nichts als Unwissenheit gehört.

* * *

(Algerische Zustände.) Ein Staatsstreich in Algier! so heißt es in der antisemitischen Presse. Ein Staatsstreich ist es nicht, wohl aber ein antisemitischer Krach: Der neue Bürgermeister Max Régis ward von dem Polizeipräfekten auf einen Monat seines Amtes entsetzt; er hatte in öffentlicher Versammlung sich vermessen, den Statthalter Laferrière, gleich dessen Vorgänger Lépine, zum Abzuge aufzufordern. Der Statthalter bestätigte den Beschluß, und der Minister des Innern dehnte dazu noch die Amtsentsetzung auf drei Monate aus. Darauf große Entrüstung im Stadtrat. Max reichte sofort seine Entlassung ein; Maueranschläge verkündeten das große Ereignis, den Staatsstreich des heuchlerischen Laferrière gegen den Stolz Algiers, den geliebten Max; antijüdische Banden durchzogen die Straßen und warfen einige „jüdische“ Fenster ein, kurzum, die Lage sah so drohend aus, daß die Truppen in den Kasernen zum sofortigen Eingreifen bereit gehalten und eine Abteilung Gendarmen aus Blidah nach Algier gezogen wurde. So kommt denn die erste „ruhmreiche“ Bürgermeisterschaft Max Régis' schnell zum Ende; die erste: denn gesetzt, die Dinge gehen ihren richtigen Gang, was allerdings höchst unwahrscheinlich ist, so wird Max nach drei Monaten einstimmig wiedergewählt werden, und der Tanz beginnt von neuem. Die Juden hat er trotz seiner kurzen Wirksamkeit redlich geschunden, hat den jüdischen Zeitungsverkäufern das Straßenverkaufsrecht genommen, den Kaffeehäusern das Ausstellen der Schenktische auf den Bürgersteigen untersagt, die Kutscher auf bestimmte Plätze beschränkt, den Ruf „Nieder mit den Juden“ für berechtigt erklärt, und es ruhig geschehen lassen, wenn von Christen, die bei Juden kaufen, Photographien angefertigt wurden, um sie an den Pranger zu stellen. Der Polizeipräfekt, der den Absetzungsbeschluß erließ, war offenbar ein kluger Mann; er war vorher um seine Versetzung eingekommen und wird sofort durch den früheren Präfekten Lutuid ersetzt werden, und wenn Laferrière die Wahl hätte, würde er sein Beispiel sofort befolgen, denn Algier ist für ihn eine Hölle und wird es für alle anständigen, gesitteten Menschen bleiben, so lange die französische Re-

gierung sich nicht entschließt, das antisemitische Raub- und Mordgesindel nach Verdienst zu behandeln.

* * *

(Noch nicht.) Aus Wien ist das Gerücht verbreitet worden, daß Herr Lueger vom Bürgermeisterposten zurücktreten wolle, weil sein Verhalten im Gemeinderat von dem Statthalter von Niederösterreich, Grafen Kielmannsegge, nicht gebilligt werde. Die Meldung ist falsch. Man ist auf beiden Seiten nicht so empfindlich, und Herr Lueger ist noch nicht reif, noch nicht.

* * *

(Die Affäre Dreyfus.) Es unterliegt nicht dem leisesten Zweifel mehr, daß der ehemalige Hauptmann Dreyfus zu Unrecht des Landesverrats beschuldigt worden, daß man ihn auf die Aussage von Fälschern, Verrätern und Dieben verurteilt hat. Die Helfershelfer dieser Fälscher, Verräter, Diebe waren die Bornierten, die sich in plumpster Weise betrügen ließen und nach dem Stande ihrer Intelligenz bereit gewesen wären, eine ihnen angebotene Sprosse der Leiter, von der Erzvater Jakob geträumt, um hohen Preis anzukaufen. Die Beweise dieser grenzenlosen Dummheit der Männer, denen die Leitung der französischen Armee anvertraut gewesen, bildet das „geheime" Aktenstück, dessen Bekanntwerden in der That für Frankreich eine unausgleichliche Blamage bedeuten würde. „Geheim" muß dieses Aktenstück bleiben, unbedingt „geheim", und selbst der Kassationshof darf nur für sich darin Einblick nehmen, ohne den Inhalt anderen, etwa den Anwälten des Dreyfus, mitzuteilen. Die Folge ist, daß Dreyfus wohl freigesprochen werden, daß man aber die Fälschergenossen nicht hindern kann, zu sagen, das erste Urteil sei doch gerecht gewesen. Dieser neueste spitzbübische Schachzug der Herren Dupuy und Freycinet nimmt uns nicht Wunder. Von den Männern, die den Räubern und Mördern in Algier Amnestie gewährten und sie Zola verweigerten, war nichts anderes zu erwarten. Es ist eben mit Frankreich zu Ende; es erstirbt unrettbar in dem Sumpfe des Antisemitismus.

* * *

(Jüdische Offiziere in Rußland.) In Petersburg ist das Gerücht verbreitet, daß in kurzer Zeit ein Erlaß erscheinen werde, wonach in allen Militär- und Kriegsschulen auch Schüler jüdischen Glaubens Aufnahme finden können, und zwar bis 3 pCt. der Schülerzahl der betreffenden Anstalt. — Es fehlt nicht viel, und Rußland marschiert an der Spitze der Zivilisation.

Ein deutscher Staatsmann über den Zionismus.

Ein deutscher Staatsmann, der mit dem Kaiser Wilhelm II. die Reise nach Palästina gemacht und dort mit dem lebhaftesten Interesse von den Verhältnissen Kenntnis genommen hat, soweit diese sich einem immerhin flüchtigen Besucher offenbaren, hatte dieser Tage mit einem Freunde unseres Blattes eine Unterredung. Der Inhalt dieser Unterredung ist, soweit sie uns Juden vornehmlich angeht, im Folgenden möglichst wortgetreu — unter Ausschaltung der Zwischenbemerkungen — wiedergegeben:

„Wer Palästina ein Mal gesehen, wird einen unverwischlichen Eindruck davon dauernd bewahren. Religiöse und historische Erinnerungen sind hier, wie sonst an keinem Ort der Erde, zusammengedrängt. Ueber den guten Zustand der deutschen Kolonien haben wir helle Freude gehabt. Die Vorzüge, die diese auszeichnen, haben wir auch bei den jüdischen Kolonien gefunden, in denen fleißige Arbeit steckt, gleichviel ob zur Begründung Rothschildsches Kapital geholfen hat oder nicht. Auch in Jerusalem selbst trat der vorteilhafte Unterschied der von Juden bewohnten Viertel gegenüber den Araber-Vierteln genau so deutlich zu Tage wie der Unterschied zwischen den deutschen Dörfern und den Araberdörfern.

Vom Zionismus ist in Palästina und auf dem Wege dahin viel die Rede gewesen. Bei den Norddeutschen habe ich für ihn nur geringe Teilnahme, bei den Süddeutschen lebhaftes Verständnis und stellenweise geradezu Begeisterung gefunden. Für diese auffallende Erscheinung weiß ich keine Erklärung. Ich muß sagen, daß ich es recht begreife, wenn die Juden nach dem Wiedergewinn des heiligen Landes sich sehnen, das ihnen das Land der Verheißung ist und mit dem sie durch unvergeßliche heilige Erinnerungen verknüpft sind. Von der Lebendigkeit und Innigkeit dieser Erinnerungen erhält man Beweise, sobald man einmal Zeuge der Szenen an der „Klagemauer" gewesen. Ist auch viel mechanisches Wesen dabei, so bleibt doch genug Innerliches über, das echt und ergreifend und für die Beteiligten erhebend ist.

Sprache — wenigstens im Gebet —, Glaube — trotz mancher Spaltungen — und Abstammung bilden ein einheitliches Band, das die Judenheit vereint, und so kann ich es verstehen, wenn in den Juden der Wunsch lebendig wird, auch eine staatliche Existenz wieder zu erlangen. Zeigt sich doch heutzutage selbst bei Nationalitäten-Splittern das Streben nach staatlicher Umgrenzung. Freilich muß zugestanden werden, daß die Lage der Juden insofern eine absonderliche ist, als sie, ungleich jenen Nationen und Nationalitäten-Splittern, von dem Boden, der einmal ihre Heimat gewesen, seit fast zweitausend Jahren losgelöst sind, daß sie nicht einen heimatlichen Boden zu verteidigen, sondern nach einer, jede stärkste Tradition durchbrechenden Trennung neu zu gewinnen haben. Auch ist nicht zu verkennen, daß, abgesehen von der tiefen Bedeutsamkeit des eben hervorgehobenen Unterschiedes, in der Geschichte der Judenheit der jüdische Staat nur eine Episode gebildet hat. Man muß auch auf den Einwand gefaßt sein, daß die Juden Zeugen gewesen sind von dem Untergang auch der größten und scheinbar festest begründeten Staaten, daß sie gesehen haben, wie alle Völker mit ihren Staaten zugleich oder unmittelbar danach von der Bildfläche der Geschichte verschwanden, während einzig die Juden selbst das Aufhören

ihres Staatswesens überdauerten. Es mag daraus geschlossen werden, daß die Juden, die an sich selbst erfahren haben, das Band des Staates sei nicht unlöslich und es gebe einen festeren als den staatlichen Kitt, auf die Wiederherstellung des vergänglicheren Bandes verzichten und an dem Besitze des widerstandsfähigeren sich genügen lassen sollten. Doch dieser Einwand ist nicht unbedingt stichhaltig, da man entgegenhalten könnte, das festere Band werde dadurch nicht beseitigt und nicht einmal gelockert, daß man ein anderes hinzufügt, das schon einmal tausend Jahre lang gehalten hat. Man braucht dabei nicht den Fehler zu begehen, daß man an eine einfache Wiederholung dessen denkt, was vor Zeiten dagewesen ist. Dergleichen schematische Wiederholungen kommen in der Geschichte nicht vor. Das Gebilde, das, ich sage nicht: im Werke, sondern: im Plane ist, kann und muß durchaus eigenartig sein, den veränderten Zeitverhältnissen angepaßt. Das ist schon deshalb notwendig, damit nicht die traurigen Erfahrungen sich erneuern, die mit den Versuchen eines Bar-Kochba, Sabbatai Zebi und der Frankisten verknüpft waren.

Wird vorgehalten, daß die Verheißung der Wiederkehr der Juden nach Palästina als ein Werk Gottes sich darstelle, so können die Führer der zionistischen Bewegung immerhin sagen, daß sie als die Werkzeuge Gottes sich ansehen. Allerdings muß es dann ihnen überlassen werden, sich die Beglaubigung zu schaffen, die darin besteht, daß sie bei den Beteiligten Allen Glauben finden.

Meines Erachtens kann nicht daran gedacht werden, daß die Juden alle nach Palästina gehen. Eine jüdische Diaspora wird unter allen Umständen bestehen bleiben.

Ob die zionistische Bewegung Dauer und irgend welchen ihren ausgesprochenen Zielen gemäßen Erfolg haben wird, lasse ich durchaus dahingestellt. Ich spreche nur als Beobachter eines interessanten Vorganges, voll aufmerksamer Teilnahme, aber frei von jeder Verantwortung. Ich habe übrigens gehört, daß die Zionisten dem Kaiser eine Petition überreicht haben; doch bin ich über den Inhalt dieser Petition in Unkenntnis."

Unsere Leser, nehmen wir an, werden, auch wenn sie die hier vorgetragenen Anschauungen nicht teilen, gern gehört haben, wie man in staatsmännischen Kreisen, die den Juden wohlwollend gesinnt sind, über den Zionismus denkt.

Die zwei verschiedenen Geistesrichtungen bei den jüdischen Religionsphilosophen des Mittelalters in ihrer Beziehung zum „gelehrten Aberglauben".

Von Rabbiner Dr. B. Seligkowitz-Cöthen.

Man ist im allgemeinen darüber einig, daß der Ursprung des Aberglaubens der großen Menge, neben dem Hange zum Wunderbaren, in der Unkenntnis der natürlichen Ursachen zu suchen sei. Unbekannt mit dem kausalen Zusammenhang der Dinge und doch getrieben von dem der Seele innewohnenden Bedürfnis, diesem Zusammenhang nachzuforschen, verfällt der Naturmensch auf die sonderbarsten Ursachen der Erscheinungen und nimmt da, wo ihm in seiner Unwissenheit der Schlüssel zu den natürlichen Ursachen fehlt, zu übernatürlichen die Zuflucht. Der Aberglauben hat daher auch keinen siegreicheren Bekämpfer als die Naturwissenschaft, vor deren alles beleuchtenden Strahlen die feuchten Nebel des Aberglaubens sich nicht halten können.

Doch wir haben es hier nicht mit dem Aberglauben der großen Menge zu thun, sondern möchten in den Schulen der Gelehrten den mit philosophischem Gewande bekleideten Aberglauben aufsuchen.

Denn die Geschichte aller Jahrhunderte zeigt uns, daß es auch einen „gelehrten Aberglauben" giebt, der sich auf gewissen philosophisch scheinenden Prämissen aufbaut, so daß er als eine Frucht der Forschung und der Wissenschaft, nicht als eine Ausgeburt des Irrwahns erscheint. Wer weiß es nicht, daß für den „Stein der Weisen" selbst ein Bacon mit philosophischen Argumenten eingestanden, oder daß noch unter Kaiser Sigismund die Existenz von Wehrwölfen mittels wissenschaftlich sein sollender Beweisgründe konstatiert worden war! Ja, oft hat der schlichte, einfache Menschenverstand einen viel ungetrübteren und unbefangeneren Blick als gerade der von allerhand philosophischen Vordersätzen voreingenommene Kopf. Um von vielen Beispielen nur eins hervorzuheben, stellen wir hier zwei berühmte Männer aus dem jüdischen Mittelalter einander gegenüber: „Raschi" und „Ibn Esra". Dieser ein durch und durch philosophisch gebildeter, sogar kritisch scharfblickender Kopf, jener, ein aller philosophischen Schulbildung ganz fern stehender Mann. Und doch wird man finden, daß der philosophierende Ibn Esra in den sein Jahrhundert beherrschenden abergläubischen Anschauungen oft befangener sich zeigt, als der einfache gesunde Sinn Raschis. Während beispielsweise letzterer die „neue Seele" נשמה יתירה, die nach einem talmudischen Ausspruch mit jedem Sabbatanfang einkehrt, ganz einfach auf die erhöhte Stimmung und Weihe bezieht, (Beza 16a), erkennt jener darin, von seinen astrologischen Vordersätzen ausgehend, eine wirkliche neue Seele, die in den Menschen einzieht. (Pent. comment. 1. M. 2, 3).

Wir können im allgemeinen sagen, daß immer in den philosophischen Schulen, die die Lücken in den metaphysischen Spekulationen mit Hülfe der Phantasie auszufüllen bemüht waren und so statt der nüchternen Reflexion die unklare Einbildungskraft walten ließen, der philosophische Aberglaube, der Mystizismus zum Vorschein gekommen ist. Und wer einen betrachtenden Blick auf die Geschichte der Philosophie wirft, der findet, daß seitdem die Menschen spekulativ zu denken angefangen, der tiefe Strom der Philosophie sich immer in zwei solche divergierende Hauptarme geteilt hat, von denen der eine in die Nebelgebilde der Phantasie einmündete und dort traumhafte Blumen zum Wachstum beförderte, der andere in die heitere, sonnige Region der Reflexion sich ergoß und den grünenden Baum des Lebens zu fruchtreifer Blüte brachte.

Diese zwei Hauptrichtungen repräsentieren vor allem Plato und Aristoteles. Jener, der Schöpfer der Ideenlehre, dem die ganze Welt der Erscheinungen nur ein Abdruck oder eine Abschattung der „Ideen" war, hat der Phantasie die unbestrittenste Macht eingeräumt, so daß an eine Scheidung des Mystischen von dem rein Philosophischen bei Plato gar nicht zu denken ist. Und man kann nicht bemessen, wie fruchtbar und weit verzweigt der schattige Baum des Aberglaubens auf dem Boden eines solchen Systems emporwuchs! Die wahre Wissenschaft fließt ihm nur aus der von aller sinnlichen Störung abgewandten durchaus innerlichen Thätigkeit der Seele, daher als der wahre Zustand des Philosophen das Sterbenwollen geschildert wird, das Verlangen, dem Körper zu entfliehen und reiner Geist zu werden. (Phädon). Ein Dualismus von Prinzipien durchzieht das ganze Sein: „Das Selbige" und „das Andere"; jenes, das ewig gute und göttliche, dieses das feindliche und widergöttliche Prinzip, sodaß der letzte Grund des Bösen in der „Natur des Andern" gesucht wird. Daran reiht sich die Lehre von den Dämonen. Es sind dies aus Aether gebildete Tiere, sie sind unsichtbar, haben großen Verstand, sind aber von sinnlichem Schmerz und Vergnügen nicht frei. Sie sind die Erhalter der Staaten, die Schutzgeister einzelner Menschen; die Mittler zwischen diesen und der obersten Gottheit (Symposion). Und wer kennt nicht den platonischen Mythus von dem Totenreiche, von den Wanderungen der Seelen durch verschiedene tierische und menschliche Gestalten und ihren schattenartigen Erscheinungen an den Gräbern!

Wie der Sturm, der die Wolken, die die Sonne verschleiern, auseinander treibt, so fegte der Gründer der peripatetischen Schule alle diese Träumereien auseinander. Aristoteles, der erste Begründer einer Naturwissenschaft, der Vater der Logik, der Naturgeschichte und der empirischen Psychologie, hat die Einbildungskraft nicht einmal unter die Zahl der Seelenkräfte aufgenommen. — Bei ihm ist die Reflexion die unbeschränkte Gebieterin. Dieser nüchternen Reflexionstheorie gegenüber konnten die Schwärmereien des Mystizismus keinen Stand halten. Ja, selbst als die peripatetische Philosophie zur Scholastik hinabsank, stand sie noch immer dem Aberglauben als ein mächtiger Damm gegenüber, und dies eben darum, weil auch die Scholastik nicht die Phantasie, sondern den „Verstand" als ihr höchstes Prinzip erklärte. Und dadurch kennzeichnete sich der Scholastizismus als entschiedener Gegensatz zum Neuplatonismus, der behauptete, nicht durch objektives Erkennen, nicht durch das Medium nüchterner Reflexion, sondern mittels der Extase, durch eine mystische Steigerung des Objektes — also durch die Phantasie in ihrem ungebundenen Fluge — gelange man zur höchsten Stufe der Wahrheit. — Und werfen wir einen Blick auf die Lehrhallen des jüdischen Mittelalters, so treten uns auch hier diese zwei Richtungen entgegen; eine, die die nüchterne Reflexion auf ihre Fahne schrieb und als deren vorzüglichster Repräsentant uns der gedankenmächtige Maimonides erscheint, die andere, die den theosophischen Philosophemen der Neuplatoniker und mithin einer sogenannten Phantasiephilosophie folgte, und als deren bedeutendsten Vertreter wir den jüdischen Dichterfürsten Gabirol erkennen. Und in der That, den vollen Gegensatz zwischen der Maimonidischen und der Gabirolschen Philosophie kennzeichnet schon die wesentlich verschiedene Theorie dieser beiden über das Wesen der Einbildungskraft. Maimonides erklärt sie für eine rein sinnliche Kraft. (Acht Abschnitte C. 1.). Selbst die höher entwickelten Tiere besitzen sie und haben daher die Fähigkeit zu träumen (More. I, 73). Ja, der böse Trieb im Menschen und die Phantasie sind fast identische Kräfte (More II, 12). Ganz anders Gabirol. Die Phantasie ist ihm eine hohe psychische Kraft. Die Imagination, die alle Sinnlichkeit hinter sich lassend, zur Anschauung der höchsten geistigen Formen sich erhebt, ist die edelste Eigentümlichkeit der denkenden Seele. Und ebenso wird auch dem Traume eine hohe geistige Bedeutung beigelegt. „Die Seele empfängt von dem Weltverstand die intelligible Form in dem psychischen, das ist, imaginellen Traum."

Gabirol hatte eine Schule gegründet, die berühmte Nachfolger zählt. Wir nennen hier nur Ibn Esra, Nachmanides, Abrabanel, Manasse ben Israel, ebenso wie die ganze Jüngerschaft der Kabbala; hier wird dem gelehrten Aberglauben in den verschiedensten Formen (der Astrologie, der Dämonologie, der Seelenwanderung, den geheimen Kräften der Zahlen und Buchstaben) gehuldigt, während dagegen die maimonidische Schule dem gelehrten Aberglauben in seinen mannigfachsten Erscheinungen auf das Entschiedenste entgegentritt.

Charakteristisch für die ganze maimonidische Richtung ist das ausführliche Schreiben, das Maimonides an die Gemeinde zu Marseille ergehen ließ, als sich diese mit einer Anfrage über den Wert der Astrologie an ihn gewendet hatte. In diesem Schreiben führt er aus, daß es nur drei Arten von Wahrheiten gebe: solche, von denen sich der Sinneseindruck Ueberzeugung verschafft, solche, die die Wissenschaft durch logische Gründe feststellt und endlich solche, die durch Offenbarung bestätigt worden. Wer darüber hinaus etwas für wahr hält, von dem gelte der Schriftvers: „Der Thor glaubt jedes Wort".

Ebenso tritt er dem damals noch allgemein verbreiteten Glauben an Dämonen eifrig entgegen. Darum sucht er auch die bösen Geister des Talmud überall im bildlichen Sinne zu deuten. Sie galten ihm als Bezeichnungen für äußere Bedrängnisse, Gemütskrankheiten oder körperliche Leiden. Die Dämonen, die (nach Talm. Erubin 13 b) Adam in den ersten 130 Jahren seines Lebens gezeugt haben soll, bedeuten ihm Menschen, die die Ebenbildlichkeit Gottes in sich nicht entwickelt, daher mit dem Tiere auf einer Stufe stehen, jedoch infolge ihrer geistigen Fähigkeiten noch gefährlicher und unheilvoller als das reißende Tier sind (More 1, 7).

Ebenso sind die meisten Nachfolger der maimonidischen Schule in der Bekämpfung des Aberglaubens ihrem Meister treulich nachgefolgt. So z. B. rechnet der Dichter Jedaja Penini in seiner Verteidigungsschrift der Philosophie es dieser als eines ihrer größten Verdienste an, die finstern Nebel des gelehrten Aberglaubens zerstreut zu haben. Und Josef Albo thut den Ausspruch: „Unsere Lehre zwingt Niemanden, Trügerisches zu glauben, und Dinge, die den unerschütterlichen Grundsätzen der Vernunft widersprechen, für wahr anzunehmen."

Die entgegengesetzte Geistesrichtung gewahren wir dagegen bei den Nachtretern des theosophischen Gabirol. Nachmanides stellt eine förmlich detaillierte Dämonenlehre auf, die mit einem scheinbaren philosophischen Gewande bekleidet ist. So wie in der sichtbaren Natur, sagt er, alles aus den vier Elementen zusammengesetzt ist, so gebe es in der unsichtbaren Natur Gebilde aus zwei Elementen, Feuer und Wasser zusammengesetzt, deren Körper daher ganz ätherisch und den Sinnen nicht wahrnehmbar ist. Diese Körper schweben, ihrer Leichtigkeit halber, durch Feuer und Luft. Alles aus Elementen zusammengesetzte löst sich aber wieder auf, und ebenso sei es auch bei jenen ätherischen Gebilden. Ihre Auflösung ist ihr Tod. Daher geben die Alten sechs Merkmale von den Dämonen an: sie haben Flügel, schweben in den Lüften und wissen, was in der Zukunft geschehen wird wie die Engel; dagegen nehmen sie Nahrung zu sich, pflanzen sich fort und sterben wie die Menschen (Pent. Commt. zu Lev. 1, 6). — Der Glaube an die wunderbare Macht, sich unsichtbar zu machen, an die Möglichkeit, die fernsten Räume zu überspringen, an Geisterbeschwörungen, an die Chiromantie oder die angebliche Kunst, aus den Linien, die die Natur in die menschliche Hand gezeichnet, Neigungen, Fehler, Tugenden, sowie Zukunft zu bestimmen, besaß in arabischer Zunge eine sehr ausgedehnte Literatur und ging von da auch zu jüdischen Denkern der Gabirol'schen Geistesrichtung über. Was Nachmanides über die Kunst der Chiromantie denkt, ersieht man aus seiner „Derascha" (pag. 28). Die Anhänger dieser Kunst waren zugleich Verehrer der damit verwandten Physiognomik. Ibn Esra findet zwischen diesen Künsten und der Astrologie einen inneren Zusammenhang. Denn was in der Welt im Großen die Stellungen und Gruppierungen der Gestirne sind, das seien die Linien und Gesichtszüge in dem Menschen, als dem Mikrokosmos. Nennen wir hier auch noch die Geomantie חכמת העפר, eine ebenfalls bei den Arabern geübte Kunst, aus zufällig in den Sand gemachten Punkten Figuren zusammenzusetzen und aus diesen nach gewissen Regeln die Zukunft vorherzusagen, die ebenfalls jüdische Verehrer gefunden hat. Ibn Esra soll in dieser Kunst große Fertigkeit besessen haben (Asulai, art. Ibn Esra). Auch Gersonides scheint dieser Kunst gewogen gewesen zu sein. Josef Albo spricht ihr dagegen jede Bedeutung ab. Indessen ist es sehr merkwürdig, daß Gersonides, ein Aristoteliker ersten Ranges, wie es seit Maimonides keinen gab, sich dennoch zur Astrologie bekennt; ja selbst der Zauberei tritt er nicht entschieden entgegen. Sein Glaube an Träume könnte fast an die Ammenmärchen in den Kinderstuben erinnern. Vielleicht ist es dadurch zu erklären, daß Gersonides zu den Eklektikern gehört, die Maimonidische Reflexion mit Gabirolscher Theosophie untereinander mengen, so daß er infolgedessen trotz seiner Maimonidischen Prämissen manche abergläubische Theorien in sein System aufnahm.

Wir schließen unsere Betrachtung mit der Nennung eines sehr bedeutenden Namens. Manasse ben Israel, der in fünf Sprachen mit Gewandtheit schrieb, Philosoph, Redner und Dichter, hat dem Aberglauben in dessen verschiedenartigsten Auszweigungen durch seine Schrift „Nischmat Chajim" ein unvergängliches Denkmal zu setzen versucht. In diesem Buche, das sich die Aufgabe gestellt, die höchsten Probleme der Philosophie zu lösen, wird zugleich mit allen Waffen, die dem Verfasser eine große Belesenheit und natürlicher Scharfsinn in die Hand gaben, für den Glauben an die Seelenwanderung gekämpft. Ebenso werden für den Glauben an Gespenster, an Dämonen und zur Irrfahrt durch die Welt verdammte Geister die verschiedenartigsten angeblichen Belege gesucht. Daß man mittelst kabbalistischer Gottesnamen wunderthätig zu wirken imstande sei, steht ihm über jeden Zweifel. Der Gott, der Kräuter und Wurzeln mit geheimer Heilkraft begabt hat, könne auch gewisse geschriebene Worte heilkräftig und wunderthätig machen. Man sieht hier deutlich, wie weit der menschliche Geist sich verirren kann, wenn er, statt der nüchternen Reflexionstheorie, der träumenden Phantasie in ihrem ungebundensten Fluge die Oberherrschaft verleiht.

Die städtischen jüdischen Lehrerinnen in Berlin.

Die Angelegenheit der städtischen jüdischen Lehrerinnen in Berlin, die allen Zusicherungen und demnach aller Wahrscheinlichkeit gemäß an entscheidender Stelle eine zum mindesten erträgliche Erledigung finden wird, ist zur Zeit der Gegenstand lebhaftester Erörterungen in Brochüren, Vereinen u. s. w. Bedauerlicherweise muß gesagt werden, daß es an einer objektiven Darlegung und Beurteilung der thatsächlichen Verhältnisse noch immer fehlt, daß vielfach der aktuellen Rechtslage Wünsche untergestellt werden, die bei aller Legitimität doch eben nur Wünsche sind, daß man theoretische Rechtsanschauungen mit der geltenden Rechtspraxis verwechselt, und daß man fortgesetzt blind ist gegenüber den schier unverantwortlichen Fehlern, die von der Berliner städtischen Schuldeputation früher begangen und jetzt noch nicht gut gemacht worden sind. Wo man aber zu einem Tadel des Magistrats sich aufschwingt, da geschieht es, um ihm zum Vorwurf zu machen, daß er gethan, was er unbedingt thun mußte. Es ist eine Albernheit, die man eigentlich nur in Bezirksvereinen für möglich halten sollte, dem Berliner Magistrat zuzumuten, daß er der Aufsichtsinstanz den Gehorsam kündige, weil die Weisungen dieser Instanz angeblich gegen Gesetz und Verfassung verstoßen. Solche tönende Redensart verdient, wenn sie in ernsten Kreisen vorgebracht wird, die ernsteste Zurückweisung.

Vergleichsweise am treffendsten ist noch die Erörterung der Frage in der Brochüre: „Die Maßregelung jüdischer Lehrerinnen an den Berliner Gemeindeschulen" (Verlag von Siegfried Cronbach in Berlin). Diese Brochüre bringt den Wortlaut der sehr beachtenswerten Rede, die der Stadtverordnete Dr. Preuß am 1. d. M. in der Stadtverordnetensitzung gehalten hat, und orientierende Vorbemerkungen, die sich dadurch auszeichnen, daß sie keine positiv falschen Angaben enthalten. Das ist mehr, als sonst irgend eine Darlegung bietet.

In vergangener Woche veranstaltete der „Fortschrittliche Verein Waldeck" eine Protestversammlung gegen die in Rede stehende Maßregelung der jüdischen Gemeindelehrerinnen. Wir entnehmen den Tageszeitungen folgenden Bericht über diese Versammlung:

Stadtverordneter Justizrat Friedemann leitete sein Referat mit der Bemerkung ein, es sei falsch, die Frage lediglich als eine konfessionelle oder kommunale Angelegenheit aufzufassen, sie bilde vielmehr nur ein Glied in der Reihe der seitens der Regierung in letzter Zeit gegen die Selbstverwaltung gerichteten Angriffe. Die Verfügung des Provinzialschulkollegiums verrate das Bestreben, die jüdischen Lehrkräfte schließlich ganz aus der Schule zu entfernen; sie verstoße gegen das Gesetz und die verfassungsmäßig garantierte Gleichberechtigung der Konfessionen und sei überdies ebenso unzweckmäßig wie technisch undurchführbar. Der Kultusminister stelle sich damit auf den antisemitischen Standpunkt, Juden nur im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer zu Aemtern zuzulassen. Der Magistrat habe in dieser Frage eine sehr schwächliche Haltung gezeigt und sich gerade deshalb seitens des Ministers eine geradezu unerhörte Behandlung gefallen lassen müssen. Auch jetzt noch könne sich der Magistrat, trotz der Nichtbeantwortung seiner Remonstration, trotz des bezeichnenden Tones der Verfügung zu keinem energischen Vorgehen entschließen, er verlege sich aufs Bitten und gebe das Prinzip preis, und suche nur die Betroffenen einzeln zu schonen, während es, schon um kein Präjudiz für die Zukunft zu schaffen, das einzig Richtige wäre, es auf einen Konflikt ankommen zu lassen. (Beifall.) Nach einer lebhaften Debatte, in der sämtliche Redner das Vorgehen des Provinzialschulkollegiums, wie die Haltung des Magistrats aufs Schärfste verurteilten, gelangte folgende Resolution zur Annahme: „Die am 14. Dezember tagende starkbesuchte Versammlung des „Fortschrittlichen Vereins Waldeck“ protestiert auf das Entschiedenste gegen die Maßnahmen der Regierung, die auf die Entfernung der jüdischen Lehrerinnen aus den Ordinariaten an den Berliner städtischen Volksschulen abzielen und spricht die Erwartung aus, daß der Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung von Berlin dieser der Selbstverwaltung und der Verfassung widersprechenden Maßregel den schärfsten Widerstand entgegensetzen wird. Sie erwartet von den freisinnigen Vertretern im Parlamente, daß sie diese Handlungsweise der Regierung veranlassen wird, für Aufrechthaltung der Verfassung und der Gleichberechtigung einzutreten.“

Die Mahnung, der Magistrat solle es auf einen Konflikt ankommen lassen, erscheint uns völlig unverständlich. That die Schuldeputation von vornherein, was ihre Pflicht war, ihre Pflicht sowohl gegenüber der staatlichen Aufsichtsbehörde wie gegenüber den jüdischen Lehrerinnen, so wäre es zu dem Zusammenstoß gar nicht gekommen, dessen Opfer jetzt die jüdischen Lehrerinnen sind. Nach unserer Auffassung ist der Magistrat schon zu konfliktfreudig gewesen, nämlich genau so weit, als die üblen Folgen nicht ihn, sondern die jüdischen Lehrerinnen trafen.

Der Stadtverordnete Dr. Preuß hat in der oben erwähnten Rede den Antrag begründet, die aus dem Ordinariat der Gemeindeschulen entfernten jüdischen Lehrerinnen an den städtischen höheren Töchterschulen anzustellen. Der Antrag, der jetzt im Schoße einer Kommission ruht, ist nicht ohne Bosheit. Der „Zufall“, selbstverständlich nur der „Zufall“, der im Lager des fortgeschrittenen Liberalismus auch sonst eine so große Rolle spielt, hat es nämlich gefügt, daß es an den städtischen höheren Töchterschulen Berlins, in denen es an jüdischen Zöglingen nicht fehlt, jüdische Lehrerinnen nicht giebt.

In der mehrfach erwähnten Rede des Herrn Dr. Preuß in der Stadtverordnetenversammlung findet sich nachstehende Stelle:

„Man kann doch nicht ohne weiteres voraussetzen, daß gegenüber einem so harten Verfahren der obersten Behörden nun jede der davon betroffenen Damen ein Cato im Weiberrock sei, daß sie alle dieser Maßregelung unter allen Umständen und jede ohne Ausnahme den unbeugsamen Widerstand eiserner Charaktere entgegensetzen. Da mag es denn sehr leicht vorkommen und ist menschlich begreiflich, wenn die eine oder andere unter dem Eindrucke solcher Verfolgung plötzlich das Licht von Damaskus erblickt. (Sehr gut! Heiterkeit.) Und dann, meine Herren, kann sich ein frommes Gemüt an solchem Beispiele erbauen: bis zu diesem Augenblick hat sie jüdischen Religionsunterricht gegeben, dann tritt eine gewisse Quarantäne ein, und nach Ueberstehung dieser Quarantäne giebt sie dann christlichen Religionsunterricht (große Heiterkeit; sehr gut!); alles im Namen der Religion!! Wird dadurch nicht das religiöse Gefühl der Kinder eher verletzt als durch eine jüdische Klassenlehrerin?“

Wir haben diese Sätze namentlich deshalb wieder gegeben, weil sie im antisemitischen Lager eine recht merkwürdig zwiespältige Beurteilung gefunden haben. Das Stöckersche „Volk“ sieht in dem Citat eine charakteristische Probe „jüdischer Unverschämtheit in der Behandlung christlicher Dinge“, wobei es übersieht, daß die Judentaufen doch nicht ganz und gar ein christliches Ding sind, sondern auch jüdisches Interesse berühren. Die nicht minder antisemitische „Deutsche Tageszeitung“ dagegen hat die Rücksichtslosigkeit, Herrn Dr. Preuß beizustimmen, indem sie schreibt:

„Der Antragsteller hat vollkommen Recht, wenn er den aus äußerlichen Rücksichten erfolgenden Uebertritt von Juden zum Christentum verurteilt. Wir gehen darin noch weiter und verlangen, daß zum Christentum übergetretene jüdische Lehrerinnen genau unter denselben Gesichtspunkten zu behandeln sind, als ihre jüdisch gebliebenen Kolleginnen, da wir ebenso wie Herr Preuß nicht der Meinung sind, daß die „gewisse Quarantäne“ eine Aenderung der Gesinnung und Anschauung hervorbringen kann. Diese Ueberzeugung wird zweifellos auch das Kultusministerium teilen.“

Zum Schluß teilen wir noch mit, daß die oberste staatliche Schulaufsichtsbehörde Veranlassung nehmen wird, mit der städtischen Schuldeputation vor endgiltiger Erledigung der ganzen Angelegenheit eine Besprechung zu veranstalten. Als Basis der Erledigung ist das Ministerialrescript vom 27. Dezember 1895 anzusehen. Dieses Rescript ist in unserem Sinne nicht ideal, aber es ist damit auszukommen — wofern die städtische Schuldeputation den guten Willen hat.

Eine verwandte Angelegenheit betrifft der s. Zt. von uns erwähnte Antrag der Stadtverordneten Friedemann und Genossen, eine neue höhere Töchterschule im Westen einzurichten, da Vorsteherinnen privater höherer Töchterschulen die Aufnahme von jüdischen Mädchen abgelehnt hätten. Der Antrag ist von dem zur Vorberatung niedergesetzten Ausschusse der Stadtverordneten-Versammlung abgelehnt worden; dagegen hat der Ausschuß folgenden Beschluß vorgeschlagen: Die Versammlung erachtet es mit der geltenden Rechtsordnung für unvereinbar, daß Vorsteher und Vorsteherinnen konzessionierter Privatschulen zur Aufnahme angemeldete Kinder aus Rücksicht auf ihre Religion abweisen, und erkennt an, daß durch ein derartiges Verfahren der Vorsteherinnen der größten Zahl der höheren Töchterschulen im Westen Berlins ein thatsächlicher Notstand vorliegt. Die Versammlung ersucht dem-

gemäß den Magistrat, rücksichtlich der bereits bestehenden Privatschulen den Grundsatz zu 1 bei den Aufsichtsbehörden mit allen Mitteln zur Geltung zu bringen, der Konzessionierung neuer Privatschulen nur dann zuzustimmen, wenn in der Konzession selbst den Konzessionsinhabern die Verpflichtung auferlegt wird, bei der Aufnahme ohne Rücksicht auf die Religion der Kinder zu verfahren; entweder mit den bestehenden Privatschulen im Westen, soweit diese dem zu 1 aufgestellten Grundsatz entsprechend bei Aufnahme der Kinder ohne Rücksicht auf deren Religion verfahren, in Verhandlung zu treten wegen Erweiterung dieser Schulen, oder ihr baldmöglichst eine Vorlage zugehen zu lassen wegen schleuniger Errichtung einer höheren Mädchenschule im Westen, und zwar einer Schule, in welcher nach Art der höheren Bürgerschulen (Realschulen) die Schülerinnen erst nach anderweitiger Absolvierung der Unterstufe Aufnahme finden.

Nicht auffallend, aber beachtenswert ist, daß man in einem gewissen Lager von der Bildungsneigung der Juden mit tiefem Verdruß spricht. Wenn die Kreuzzeitung dergleichen thut, so bleibt sie nur in ihrer Gewohnheit und in ihrem Programm, die gleichmäßig der Bildung abgeneigt sind. Aber auch anderwärts, wo man es als seine Aufgabe betrachten sollte, den Bildungstrieb anzuregen und zu stärken, scheint man allmählich die Auffassung blödsichtiger russischer Fanatiker anzunehmen, daß unter den verbrecherischen und gefährlichen Instinkten der Juden die Liebe zur Bildung nicht an letzter Stelle stehe und besondere Bekämpfung verdiene.

Die Kreuzzeitung meint, daß die Stadt Berlin im Westen eine höhere Töchterschule nur einzurichten brauche; zur jüdischen Schule werde sie ganz von selbst werden. Diese Bemerkung soll ein Witz sein; in Wirklichkeit ist sie eine Schmähung der nichtjüdischen Bevölkerung Berlins.

Wochen-Chronik.

Wochen-	Dezember 1898	Tebeth 5659	Kalender.
Freitag . . .	23	10	צום עשרה בטבת S. A. 4,00
Sabbat . . .	24	11	ויגש Sabb. Ausg. 4,42
Sonntag . . .	25	12	
Montag . . .	26	13	
Dienstag . . .	27	14	
Mittwoch . . .	28	15	
Donnerstag . .	29	16	
Freitag . . .	30	17	Sabb. Anf. 4,05
Sabbat . . .	31	18	ויחי Sabb. Ausg. 4,47

Stargard i. P. (Wieder Einer.) Seit Anfang dieses Monats ist der Chef der Bankfirma Karl & Willy Meißner, Karl Meißner, verschwunden. Der Sachwalter der Familie hat ein Rundschreiben an die Gläubiger gerichtet, worin ihnen von der Zahlungseinstellung Mitteilung gemacht und ein Vergleich von 48 pCt. geboten wird. Die Thatsache kam den Freunden des Verschwundenen überraschend. Meißner, der die Firma „Christliches Bankgeschäft" führte, war der Führer der Konservativen und Antisemiten. Wie die Stettiner Ostseezeitung versichert, sind von ihm für mehr als 100 000 Mark fremder Effekten, die er in Depot hatte, bei Berliner Banken lombardiert. — So sind sie alle, alle ohne Ausnahme!

Hamburg, 19. Dezember. (Diamantene Hochzeit.) Das Altenhaus der deutsch-israelitischen Gemeinde veranstaltete am Freitag zu Ehren der diamantenen Hochzeit des Ehepaares Hirsch Cohn eine sehr würdige und erhebende Feier. In der reichgeschmückten Synagoge des Instituts fand am Morgen ein Festgottesdienst statt, zu dem sich außer den Insassen des Hauses die Mitglieder der Verwaltung, die Familie des Jubelpaares und einige geladene Gäste eingefunden hatten. Nach Beendigung des Morgengebetes wurde das Jubelpaar zu den Ehrensitzen geleitet, während ein Knabenchor unter Leitung des Herrn Oberkantor Dreiblatt einige Psalmen vortrug. Darauf bestieg Herr Oberrabbiner Hirsch die Kanzel und begrüßte das greise Paar mit den Psalmenworten: Gesegnet, der kommt im Namen des Ewigen. In herzlichen Worten feierte er dann die Tugenden des Paares, das in guten wie in schweren Lebenslagen große Opferwilligkeit und unerschütterliches Gottvertrauen gezeigt hatte, und erflehte den Segen Gottes für ihr ferneres Leben. Der Jubilar, eine der bekanntesten Persönlichkeiten der hiesigen Gemeinde, hat sich in den Zeiten seines Wohlstandes durch regen Gemeinsinn und große Wohlthätigkeit sehr beliebt gemacht. Zahlreiche Gratulanten, die sich im Laufe des Tages einfanden, sowie reiche Blumenspenden und sonstige Ehrengeschenke legten von dieser Wertschätzung Zeugnis ab. Am Abend gab der Vorstand des Altenhauses den gesamten Insassen ein solennes Festmahl. Der Sohn des Jubelpaares spendete der Synagoge den Silberschmuck für eine Thorarolle. Das würdige Paar erfreut sich großer Rüstigkeit und Frische.

Nordhausen, 20. Dezember. (Bevölkerungsstatistik.) Die Zahl der Juden in der Provinz Sachsen hat in dem Zeitraum von 1885 bis 1895 um 507, nämlich von 7343 auf 7850, zugenommen. Diese Zunahme ist geringer als die der übrigen Bevölkerung. Von den 7850 Juden wohnen 7655 in den 142 Städten der Provinz.

Aus Oberschlesien, 20. Dezember. (Stiftungen.) Freiherr Nathanael von Rothschild und Ritter von Guttmann haben zum Bau zweier Waisenhäuser für die Kinder ihrer katholischen Arbeiter je 100 000 Gulden gespendet. Die Waisenhäuser sollen in Wittkowitz und Mähr.-Ostrau ihren Platz finden. — Frau Rosalie Zander in Ratibor hat zu Ehren des Andenkens ihres Gatten der Ratiborer Synagogengemeinde 10- bis 12 000 Mark zum Bau einer Friedhofshalle zur Verfügung gestellt.

Köln, 20. Dezember. (Verein der jüdischen Lehrer in Rheinland und Westfalen.) Die ordentliche Generalversammlung des Vereins der jüdischen Lehrer in Rheinland und Westfalen findet am 1. Januar, vormittags 10 Uhr, im Krystallpalast hier, Schildergasse 107 I, statt. Ein Teil der Reisekosten wird den Vereinsmitgliedern vergütet. Auf der Tagesordnung steht neben den geschäftlichen Angelegenheiten

der Bericht über das Verbandsthema pro 1898 (Sulmann-Köln), der Vortrag über Zweck und Maß der häuslichen Schularbeiten (Gut-Köln), der Bericht über den Delegiertentag (Goldschmidt-Köln), Festsetzung der Summe für Unterstützungszwecke pro 1899.

Wien, 18. Dezember. (Antisemitenlügen.) Die „Neue Freie Presse“ erhält vom Präsidium des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus folgende Zuschrift: „Kürzlich machte in allen antisemitischen Blättern die Notiz die Runde, daß in Sanok (Galizien) ein jüdischer Wucherer namens Nathan Lieber in der Wohnung eines verstorbenen Schuldners, während dieser aufgebahrt lag, eine gerichtliche Exekution durchführte, und zwar in der unglaublich rohen Weise, daß er Hand an das Kruzifix legte, welches man dem Toten auf die Brust gegeben hatte. Unser Verein fühlte sich verpflichtet, sofort Recherchen anzustellen, und erhielt folgendes Schreiben der israelitischen Kultusgemeinde in Sanok, das mit einer Abschrift des Bescheides des k. k. Bezirksgerichtes belegt ist: „Der geschilderte Vorfall hat sich wirklich hier ereignet, aber nicht so, wie derselbe in dem antisemitischen Blatte entstellt wurde. Es ist wahr, daß bei dem verstorbenen Ladislaus Mlodecki, während derselbe auf dem Katafalk aufgebahrt lag, die gerichtliche Transferierung der bei ihm zu Gunsten des hiesigen Bezirks-Vorschußvereins früher gepfändeten Mobilien vorgenommen wurde, dagegen ist es eine bodenlose Lüge, daß bei dieser Amtshandlung irgend welcher Jude interveniert hätte, ebenso unwahr und ganz aus der Luft gegriffen ist es, daß die exequierte Forderung von 81 fl. 60 kr. von einem jüdischen Wucherer Nathan Lieber herrührte, da hier eine Person dieses Namens, sowie des angeführten Steinig überhaupt nicht existiert Wir legen Ihnen im Anschlusse eine Nummer des in Lemberg erscheinenden „Slowo Polskie“ vom 4. November bei, worin der Sachverhalt von dem hiesigen Korrespondenten des genannten Blattes, Herrn Dr. Linde, Sekretär der hiesigen Waggonfabrik, wahrheitsgetreu geschildert wurde, ebenso eine wortgetreue Abschrift des betreffenden Bescheides des hiesigen Bezirksgerichtes vom 28. Oktober 1898, aus welchem unzweifelhaft zu ersehen ist, daß die erwähnte Amtshandlung zu Gunsten des hiesigen Bezirks-Vorschußvereins vorgenommen wurde, wie es ebenso unbestritten wahr ist, daß dem genannten Institute kein einziges Mitglied der jüdischen Konfession angehört, wobei noch zu bemerken ist, daß der bei der erwähnten Amtshandlung intervenierende Beamte und Bevollmächtigte des genannten Institus ein eifriges Mitglied des hiesigen antisemitischen Vereines Ogniwo ist. Inwiefern die angeblich von Seiten der intervenierenden Personen vorgekommenen Rohheiten auf Wahrheit beruhen, sind wir nicht in der Lage, authentische Mitteilungen angeben zu können, wie uns aber von mehreren Seiten versichert wurde, soll sich der genannte Beamte des Instituts wirklich äußerst herzlos benommen haben, was die Mutter des Verstorbenen zu der berechtigten Bemerkung veranlaßte, daß die Christen bei den Juden Barmherzigkeit lernen mögen, da, während ein christliches Institut so unbarmherzig vorgeht, der jüdische Mietgeber des Verstorbenen keine Schritte unternommen hat, um den rückständigen Mietzins für ein volles Jahr einzubringen oder sicherzustellen.“

Banjaluka, 18. Dezember. (Leichenbegängnis.) Dieser Tage wurde unter lebhafter Beteiligung aller Kreise der Bevölkerung der allgemein geachtete Rabbinatsverweser der hiesigen israelitischen Kultusgemeinde, Herr Wilhelm Herzler, zu Grabe getragen. Dem Sarge folgten sämtliche Vorstände der hiesigen politischen und Gerichtsbehörden, an der Spitze der Kreisvorsteher Lazzarini. Bei der gegenwärtigen Strömung und für das gute Einvernehmen zwischen den verschiedenen Konfessionen im Okkupations-Gebiete als besonders charakteristisch, verdient hervorgehoben zu werden, daß unmittelbar hinter dem Sarge der Pastor der hiesigen evangelischen Gemeinde, Herr Gustav Zwernemann, schritt, der am offenen Grabe seinem Amtsgenossen, wie er ihn nannte, einen tiefempfundenen Nachruf hielt. In der Hauptstraße, die der Leichenzug passierte und in der sich die Geschäftslokale der hiesigen vornehmsten katholischen und griechisch-orientalischen Kaufleute befinden, waren sämtliche Läden von den Besitzern spontan gesperrt worden.

St. Petersburg, 18. Dezember. (Das Aufenthaltsrecht der jüdischen Handwerker.) Nach einer neueren Verfügung haben jüdische Handwerksgesellen nur dann das Recht des Aufenthalts in der Residenz, wenn ihre Zeugnisse vom Residenz-Handwerksamt ausgestellt sind.

Jassy, 16. Dezember. (Chanukafeier.) Das Chanukafest wirkt erhebend auf die schwer ringenden rumänischen Juden. In allen Kreisen unserer Gemeinde sind Makkabäerfeiern veranstaltet worden. Im Neuschatztempel Beth Jacob und in der neuen Synagoge Beth Schlaume predigte Rabbiner Dr. Niemirower über acht Lichtmomente, gleichsam Chanukatage in unserer Geschichte, zu materieller und geistiger Beschenkung der Schulen, zur Bekleidung armer Kinder, zur Einführung des hebräischen Unterrichts in den Gymnasien aneifernd. Ein anderer Teil der Gemeinde versammelte sich in der Bne Brith-Loge, in der Dr. Lippe, Dr. Burstin, Rabbiner Dr. Niemirower, Goldenthal, Brociner, Redakteur Kaufmann Vorträge hielten. Die jüdische Arbeiterbevölkerung beging die Feier in dem vor Jahresfrist vergrößerten Asyl. Der Arbeiterführer Arinowitsch, der Volksarzt Dr. Lippe, Rabbiner Dr. Niemirower feuerten die zahlreichen Zuhörer zur ferneren Unterstützung der Anstalt an.

Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. Die Alliance Israélite hat in Konstantinopel ein Rabbinerseminar geschaffen. Direktor der Anstalt ist der bekannte Orientalist Abraham Danon aus Adrianopel. — Durch die Klagen, daß es jüdischen Lehrern an der wünschenswerten Bekanntschaft mit der Obst- und Gartenbaukunde fehle, hat sich der preußische Kultusminister veranlaßt gesehen, sämtliche königl. Regierungen anzuweisen, bei der Berufung von Lehrern zur Teilnahme an Obst- und Gartenbaukursen auch auf jüdische Lehrer gebührende Rücksicht zu nehmen. — Bei den Wahlen zum israelitischen Gemeindeausschuß in Frankfurt a. M. sind gewählt worden: Sal. Epstein, Sally Bonn und Dir. Karl Herzberg. — In Baden bei Wien starb kürzlich im Alter von 97 Jahren Abraham Kreuzer. — In Odratzheim in Elsaß starb in vergangener Woche die fast hundertjährige Esther Levy, deren deutliche Erinnerungen in die Befreiungskriege zurückreichen. — Die israelitische Waisen-

anstalt in Kempen feierte Mitte dieses Monats das Fest ihres 50jährigen Bestehens. — In Seeburg ist in vergangener Woche die neu eingerichtete Synagoge feierlich eingeweiht worden. — Die jüdische Gemeinde Losoncz in Ungarn hat Herrn Dr. Bela Vajda zum Rabbiner gewählt. Dr. Vajda, ein Zögling des ungarischen Rabbinerseminars, hat in Nagy-Abony zehn Jahre lang zu allseitiger Befriedigung gewirkt. — Am vergangenen Samstag ist in London Baron Ferdinand v. Rothschild am 59. Geburtstag gestorben. Er war ein älterer Bruder des Freiherrn Albert von Rothschild in Wien. Vor langen Jahren siedelte er nach England über, ließ sich dort naturalisieren und wurde Mitglied des Unterhauses für Aylesbury. Er war auch schriftstellerisch thätig. Seine Novelle „Vroni", vor zwanzig Jahren in deutscher Sprache in Leipzig erschienen, fand einen großen Leserkreis. Mit dem Prinzen von Wales war er eng befreundet. Im Jahre 1866 verlor er nach einjähriger Ehe seine Frau Evelina, eine Schwester des ersten Lord Rothschild. Zur Erinnerung an sie stiftete er ein Hospital. — Scharfsinnige Gelehrte haben behauptet, daß die jetzigen Engländer die Nachkommen der zehn Stämme Israels seien, die nicht von Babylon nach Palästina zurückgekehrt waren, und deren wechselnde Schicksale die Geschichte niemals genau festgestellt hat. Wir wollen über den Wert einer solchen ethnologischen These nicht streiten; wir müssen jedoch zugeben, daß ein Herr, der Allain A. zeichnet, zur Unterstützung obiger Behauptung eine Anzahl Beweise beibringt, die geradezu Staunen erregen müssen. Die Beweise sind sämtlich der heiligen Schrift entnommen. So heißt es in der Genesis: „Die Nachkommenschaft Israels wird den Namen Isaaks führen." „Kinder Israels" heißt daher im Englischen „Isaacs sons"; man läßt den ersten Buchstaben fort und erhält das Wort „Saacs sons", woraus sich bald von selbst „Saxons" ergiebt: nun braucht man nur noch „Anglo" hinzuzufügen, um eine ganz genaue Bezeichnung der Engländer zu erhalten. Ferner prophezeit Amos, daß „die Juden von einem Meer zum andern gehen werden, vom Norden zum Osten". Läßt sich das nicht ausgezeichnet auf das englische Volk anwenden, das größte Seevolk unter allen Völkern? Beweise dieser Art findet man in dem Werke des Herrn Allain A. in Hülle und Fülle. Man wird vielleicht sagen, daß sie nicht überzeugend sind, aber das Verdienst der Originalität wird man ihnen in jedem Falle zuerkennen müssen. — In Wongrowitz soll mit einem Aufwand von 6000 Mk. ein neues Schulhaus gebaut werden. — Der israelitische Krankenpflegerverein in Koschmin hat in voriger Woche das 25jährige Jubiläum gefeiert. — Der Bau der Synagoge in Dortmund wird jetzt auch abends bei elektrischer Beleuchtung weitergeführt.

Vakanzen. Neustadt-Gödens (Ostfriesland.) Elem.-L. u. K. 1200 M. Geh., fr. W. Für Schech. bes. Vergütig. Meld. an Vorst. — Rogasen. Rel.-L., Vorb., Sch., Balk. 1000 M. Geh., fr. W., 1000 M. Nebeneink. Meld. an Jastrow. — Zwingenberg b. Darmstadt. Rel.-L., Vorb., Sch. 600 M. Geh., fr. W., 2 bis 300 M. Nebeneink. Meld. an D. Mainzer. — Bork i. Westf. L. u. K. 725 M. Geh, 350 M. Nebeneink. Meld. an Josef Rosenberg. — Münstereifel. Sem. geb. Rel.-L. u. K. 800 M. Anfangsgeh. Meld. an Karl Nathan. — Zell an der Mosel. L. u. Vorb. 300 M. Geh. u. freie Station. Meld. an R. Bender. — Boppard. Sem. geb. Rel.-L. u. K. 800 M. Geh., fr. W., Hzg. u. Bel. Meld. an S. Haas. — San Remo (Italien.) Ruff. od. poln. streng orthod. Sch. für Wintersaison. Meld. an Bezirksrabb. Dr. Ehrmann in Baden (Schweiz.) — Oberwesel. Rel.-L. u. Vorb. 700 M. Geh., fr. W., Heiz., Bel. Meld. an Alexander Mayer. — Kurnik (Posen). Led. El.-L. zu einj. Vertret. Meld. an Lehr. Georg Hopp. — Geseke in Westf. Vorb. u. gepr. El.-L. Meld. an Lehmann Aronstein. — Bunde in Ostfriesland. Rel.-L, K., Sch. 900 M. Geh. Meld. an G. Watermann. — Parchim i. M. Sch. u. Hilfsvorb. ca. 700 M. Eink. u. fr. Station. Meld. an Albert Elkan. — Annaberg (Erzgebirge). Rel.-L., Pred., Vorb. 2000 M. Geh. Meld. an J. Chanange. — Charlottenburg. Religionsverein „Westen". Kantor, 1200 M. Geh., 300 M. gar. Nebeneink. Meld. an D. Davidsohn, Grolmannstr. 22. — Rehlingen a. Saar. Unverh. Rel.-L. u. K. Meld. an Ferd. Kasel. — Wickrath, Rheinland. Staatl. gepr. Rel.-L. u. K. 1000—1200 M. Geh. Meld. an Laz. Harff. — Hellstein. Rel.-L., Vorb. Sch. 600 M. Geh., fr. W., Heizung, 300 M. Nebeneink. Meld. an Dr. Koref. — Herne Westf. Sem. geb. Elem.-L. u. K. 1800 M Geh. Meld. an Joh. Misch.

Feuilleton.

Jude! —

Roman von Louis Dollivet. (Fortsetzung.)

Aber nach der Enthüllung von Helenens Geheimnis würde er das begeisterte Lob seines Freundes anstimmen, die Eltern durch die glänzenden Erfolge, die Lewy zu verzeichnen hatte, zu blenden suchen und ihnen mit den lebhaftesten Farben die Zukunft schildern, die ihm alle Welt in seiner chirurgischen Laufbahn voraussagte. Dann sollte Helene eintreten und der Bruder ihr ein Zeichen geben: erschien ihm die Lage sehr günstig, so würde er die Eintretende anblicken und den Kopf von oben nach unten neigen; wäre die Angelegenheit erledigt, dann würde er nach dem Fenster blicken; und sollte er durch einen außergewöhnlichen Zufall den Moment nicht für günstig halten, so würde er ihr, sobald sie ins Zimmer trete, lebhaft entgegen gehen. Mit welcher Bewegung hatte sie den Blick ihres Bruders gesucht, als sie die Thür öffnete! Wie schlug ihr Herz! Und doch, wie beruhigt mußte sie sein, die Sache endlich beendet zu sehen! Wie freute

sie sich, René zu erwarten. Oder nein, sie würde ihm ein Telegramm schicken: „Guten Tag, mein Bräutigam"; „Helene Lewy" würde sie es unterzeichnen. Sie fühlte seine Kraft, seine Intelligenz, die Schärfe seines Verstandes. Ihr Blick durchschweifte das geräumige Zimmer und musterte die geringsten Gegenstände in demselben, gleichsam eine Art unbewußter Bitte an die Stickereien, an alle die Dinge richtend, die die Zeugen ihres entscheidenden Schrittes waren, die sie so gern zu ihren Verbündeten gemacht hätte: links im Hintergrunde in der Ecke das mit drei kleinen Bronzen geschmückte Klavier; etwas weiter vorn das Sofa in alten Farben mit seinem Gegenstück an der anderen Seite des Kamins; auf dem Kamin die mustergiltig zusammengesetzte Garnitur der vergoldeten Pendule und der Kandelaber, die auf zwei Generationen zurückblickte, und die Frau Dupan den neuen Moden zum Trotz hartnäckig beibehielt. Dann der Glasschrank voller Porzellan, Kameen und Statuetten, vor allem die herrliche, vierzig Centimeter hohe Figur eines Läufers in Bronze; in Mitten des Zimmers der große Zierschrank mit seinen drei Reihen von Kunstgegenständen und Nippes; rechts die gestickten Fauteuils, der Spiegel und neben dem zweiten Fenster ein kleiner Tisch; an den Wänden Kupferstiche und Porträts, unter denen sich das Bild des Großvaters Dupan, des Erbauers des Hauses, befand, eine vortreffliche Arbeit, die von Kennern sehr gelobt wurde. Helene sah sogleich, daß Heinrich drei Viertel gegen das Fenster rechts gewandt, auf eine Stuhllehne gestützt, dastand; das war also ein Zeichen, daß sie sprechen konnte. Kühn ging sie auf ihren Vater zu, der an der Schmalseite des Tisches saß und gerade mit dem rechten Arm die Theekanne über die Tasse erhob. Frau Dupan saß auf dem Sofa, das zu Seiten des Klaviers stand, und rührte langsam mit ihrem Löffel. Herr Dupan hob den Kopf und sagte vergnügt:

„Da ist ja die kleine Duckmäuserin. Es scheint, wir halten mit einer Liebelei hinterm Berge?"

Helene lächelte.

„Warum hast du uns das nicht gleich gesagt, anstatt uns jeden Augenblick zu erklären, daß du nicht heiraten wolltest?"

„Weil wir noch nicht so weit waren. Wir sind es erst jetzt."

„Ha, ha, wir!" wiederholte Herr Dupan, die Stimme und die Betonung seiner Tochter nachahmend. „Wenn wir es aber nicht wären, deine Mutter und ich?"

„O, ihr werdet gut sein", entgegnete Helene lebhaft, „und noch mehr, wenn ihr wissen werdet, wer . . ."

„Wer?" unterbrach sie Frau Dupan, die bei Heinrichs einleitenden Worten stumm dagesessen und nur gehört hatte.

„Der, den ich gewählt habe", vollendete das junge Mädchen.

„Nun, wer ist es? Spanne uns nicht auf die Folter!"

„Der edelste, klügste, beste Mensch, der je ins Haus kam!"

„Das heißt?"

„Herr René."

„René, wer ist René?" fragte Herr Dupan, während Frau Dupan die Brauen in die Höhe zog.

„René Lewy", sagte Heinrich, der es nun für geraten fand, dazwischen zu treten.

Darauf war ein heftiger Konflikt zwischen den Eltern und den beiden Kindern ausgebrochen. Ein Sturm der Entrüstung hatte sich bei Herrn und Frau Dupan erhoben, eine Empörung aller ihrer von Eltern und Ureltern hinterlassenen, von ihrer Umgebung befestigten Grundsätze. Herr Dupan begnügte sich, den Namen Lewy mit einer Geste auszusprechen, als wenn es ein Paradoxon zurückzuweisen gelte. Frau Dupan jedoch erhob sich und gab ihren Ansichten durch mancherlei Ausrufe Ausdruck: „Muß uns so etwas begegnen? Und hast Du glauben können, daß wir dies jemals zugeben werden? Solange ich lebe, wird es nicht geschehen! Was würde man von uns denken?"

Und als die bestürzte Helene den Versuch machte, wenigstens etwas wie eine Diskussion anzubahnen, ohne ihrem Vater eine andere Antwort, als „das ist ein Unsinn", abzunötigen, was er mit stets größerer Ueberzeugung noch einige Male wiederholte, hatte sie sich einen Vorteil davon versprochen, ihm ein in ihren Augen entscheidendes Argument vorzubringen:

„Herr Lewy und ich, wir sind miteinander verlobt."

„Um so schlimmer für euch", hatte er entgegnet. „So wirst du dein Wort zurücknehmen müssen."

Und um ihr zu zeigen, daß alle Bitten vergebens seien, hatte sich Herr Dupan an Heinrich gewandt und ihm harte Vorwürfe gemacht, daß er sich so leicht zum Mitschuldigen einer Kinderei oder einer Spekulation habe hergeben können.

Als Helene diese unglücklicherweise so kurze Szene noch einmal durchdachte, empfand sie aufs neue den schmerzlichen Eindruck, den diese Aeußerung ihres Vaters auf sie gemacht hatte. Von dem ungerechten Verdachte, der sich sogleich bei ihm einfand, war sie wie betäubt. Sein erster Gedanke war, René einer gemeinen Gesinnung, einer niedrigen Berechnung zu beschuldigen. In seinem Grolle hatte er schonungslos der Feindseligkeit Ausdruck gegeben, ohne zu bedenken, daß der gegen den Abwesenden erhobene Verdacht direkt auf seine eigene Tochter zurückfalle. Ohne ferner zu hören, von einem Thränenstrom erstickt, hatte sich Helene aus dem Salon geflüchtet und in ihrem Zimmer schluchzend aufs Sopha geworfen. Gerade zu dieser Zeit war es, als der durch Herrn Lewys Worte betrübte René mechanisch vor das Haus der Dupans gelangt war, in demselben Augenblick, als ihr Vater sie zum Abendessen zu holen kam, um sich zu überzeugen, daß sie das Haus nicht verlassen habe.

Viertes Kapitel.

Ohne von Helenens Abwesenheit Notiz zu nehmen, hatten Herr und Frau Dupan ihren ganzen Zorn an ihrem Sohne ausgelassen. Dieser hielt dem Gewitter stand, einmal, um die Interessen seiner Schwester zu verteidigen, dann, in Feuer geratend, aus persönlicher Ueberzeugung und aus Eigenliebe.

„Ich sehe wirklich nicht ein", hatte er auf die Bemerkung seines Vaters erwidert, „warum Sie die Worte Kinderei oder Spekulation gebrauchen. René verkehrt lange genug bei uns, um Helene würdigen zu können. Meine Schwester ihrerseits ist seinen prächtigen Eigenschaften gegenüber nicht unempfindlich geblieben. Ihre Neigung ist ganz natürlich, und ich muß

vielmehr hinzufügen, daß der Heiratsantrag von einem Menschen dieses Schlages recht schmeichelhaft ist."

„Schmeichelhaft, der Antrag eines Juden!" sagte Frau Dupan hohnlächelnd. „Du hast den Kopf verloren, mein Sohn. Du hast dich von deinem Lewy umgarnen lassen und verlangst nun auch von uns, ihn für ein höheres Wesen zu halten. Er ist einfach ein schlauer Mensch, der sich deiner und unserer bedient, um sich Verbindungen zu schaffen. Er ermutigt dich in deinem Künstlerwahn, er beglückwünscht dich zu deinem Talent, und du Tölpel bist ganz stolz, einen Bewunderer zu haben, preisest überall seinen Geschmack und seine Fähigkeit und bemerkst nicht, daß du der Angeführte bist. Schon vor langem hat mir deine Tante die Augen geöffnet: wir sollen weniger naiv als du sein und den Manövern dieses Patrons ein Ziel setzen."

„Abscheulich, derart einen jungen Menschen zu beschimpfen, den Sie kaum kennen. Ich erkenne sehr wohl die geheimen Kunstgriffe meiner verehrten Tante. Es genügt also augenscheinlich, daß diese barmherzige Seele eine Person, gleichviel wer es sei, verdammt, sobald sie dieselbe mit ihrem gehässigen Blicke betrachtet. Wie können Sie sich durch diese süßlichen Bosheiten, durch dieses dumme Geschwätz, das schon modrig riecht, durch diese beschränkten Ideen beeinflussen lassen? . ."

„Erhitze dich nicht so sehr und vor allem, weiche nicht aus", entgegnete Herr Dupan, der sehr froh war, an seiner Frau eine Stütze gefunden zu haben. „Ziehen wir die Tante nicht mit in jene Geschichte. Nicht sie ist es, die mir meine Ansichten eingegeben hat: ich habe, weiß Gott, nicht nötig, mir mein Betragen vorschreiben zu lassen. Deine Mutter und ich, wir sind uns in derselben Ueberzeugung begegnet, ohne uns zu befragen. Lewy ist ein intelligenter Mensch, meinetwegen auch sehr intelligent. Wir haben ihn gern aufgenommen, weil wir nicht intolerant genug sind, dem Verdienste, wo es uns auch entgegentritt, unsere Achtung zu versagen. Aber es fehlt deinem Freunde wahrlich an Zurückhaltung. Sich einzubilden, mit Gewalt in die Familie eindringen zu können, weil er in einem Hause verkehrt, wo er wie Unseresgleichen behandelt wird, und weil er dem jungen Mädchen, das sich dort befindet, den Hof macht, das ist zuviel Anmaßung. So handelt nur ein gemeiner Charakter. Ein anderer würde sich bescheiden auf seinem Platze halten und sich dankbar für die Beachtung zeigen, die man ihm gewährt. Aber der Frechling macht zu große Ansprüche: sage mir, was du willst, das ist eben ein Zeichen seiner Rasse. Diese Leute sind bei jedem Vorkommnis voll Unverschämtheit. Sie sind immer bereit, ein großes Spiel zu wagen, und wenn es ihnen glückt, sieh da, so machen ihnen die Dummköpfe ihr Kompliment."

„Eine solche Sprache von Ihnen zu hören, Vater, das hätte ich nicht erwartet. Daß Mutter so denkt, nun, das finde ich erklärlich; sie ist ihren Grundsätzen treu geblieben, sie hat immer eine Art von Mißtrauen gegen René gehegt. Aber Sie, ein aufgeklärter Mann! Können Sie sich von einem solchem Argwohn beherrschen lassen? Sie geraten da in Widerspruch mit Ihren täglich zum Besten gegebenen Anschauungen. Sie hätten besser gethan, René Ihre Thür zu verschließen, als sie ihm halb zu öffnen mit dem Hintergedanken, daß Sie ihn mit dem Almosen Ihrer Gesellschaft beglücken!"

Herr Dupan liebte es in der That, sich als Freigeist aufzuspielen; er wurde auch von vielen dafür gehalten. Unaufhörlich beteuerte er seinen Eklektizismus. Er nähme, so wiederholte er, die gesunden Gedanken, wo er sie finde, ohne sich über ihren Ursprung zu beunruhigen; er gehe mit seiner Zeit; man müsse die abgenützten Grenzen des alten Kastengeistes durchbrechen, alle seine Mitbürger als gleichgestellt betrachten; es sei Zeit, die Bevormundung der Kirche abzuschütteln und die Geister zu befreien; dennoch sei die Religion der beste Schutz für die Frauen und das Volk. Uebrigens gingen die Versicherungen Herrn Dupans keineswegs aus gefestigten Ueberzeugungen hervor. Sein Horizont war ziemlich beschränkt. Mit seinem Liberalismus war es nicht weit her. Er hielt an den spießbürgerlichen Ueberlieferungen fest, die ihm in seiner Kindheit eingeprägt worden waren, und wenn er sich in seiner Jugend seiner Mutter gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit gewahrt hatte, so war er doch eben nicht böse, dieselben Gewohnheiten und dieselben Theorien, in denen er erzogen war, auch an seinem Herde, durch seine Frau eingeführt, Platz greifen zu sehen. Er war ein würdiger Repräsentant dessen, was man einen Mann comme il faut nennt, sechsundfünfzig Jahre alt, schön gewachsen, mit gerader Haltung, den Kopf zurückgeworfen, was seinen hohen Wuchs noch hervorhob. Sein Haupt war kahl, nur an den Seiten und am Hinterkopfe besaß er noch einige kaum ergraute Haarbüschel. Er liebte es, mit einer leichten Handbewegung darüber zu streichen, nur in der Absicht, einen mit einem Namenszug geschmückten goldenen Ring sehen zu lassen, den er von seinem Vater geerbt hatte. Bart und Schnurrbart waren von weißen Haaren durchzogen; ihre Grundfarbe war kastanienbraun. Den Backenbart trug er lang herabhängend, der dicke Schnurrbart war an den Spitzen nach aufwärts gedreht. Die Gesichtszüge waren regelmäßig, sein biederer Händedruck war immer von einem Lächeln begleitet. Er leitete mit Eifer das ihm von seinem Vater hinterlassene Geschäft, hatte die Kundenzahl desselben beträchtlich vergrößert, und es war sein Traum, seinen Sohn, den er auf seinen eigenen Namen Heinrich getauft hatte, den auch sein Vater, sein Groß- und sein Urgroßvater, kurz, die ganze Linie der Dupans, getragen hatten, ihm darin folgen zu sehen.

Unglücklicherweise hatte sich sein Sohn diesen Wünschen vollständig abgeneigt gezeigt: Heinrichs unabhängige Natur, sein dem Hergebrachten widerstrebender, großmütiger, der Begeisterung, doch auch fester Neigungen und wildem Hasse zugänglicher, zum Kampfe geneigter Charakter hatten sich den Vorstellungen der Eltern widersetzt und ihm einen gegen den Architektenberuf unbesiegbaren Widerwillen eingeflößt. Die kaufmännische Seite dieses Berufs, die Streitigkeiten mit den Unternehmern und den Arbeitern, der Handel und die Spekulationen mit Grundstücken und Arbeitsmaterial, die Verhandlungen mit den Eigentümern, alles dies widerstrebte seinen künstlerischen Neigungen. Den Mahnungen und Warnungen seiner Eltern zum Trotz war er seinem Talente gefolgt, und Herr Dupan hatte nachgeben und ihn in die Akademie der Künste, in die Abteilung für Malerei eintreten lassen müssen.

Frau Dupan hatte sich nicht so leicht darein gefunden und erst dann aufgehört, ihn zu entmutigen, als er zweitausend Frank für ein Porträt erhalten hatte. Aber sie gab vor, ihn nicht ernst zu nehmen, und nährte insgeheim die Hoffnung, daß er früher oder später zum Berufe seines Vaters übertreten würde. Sie vermochte nicht den Gedanken zu fassen, daß das Haus den Namen ändern und, was noch schlimmer wäre, die pekuniäre Lage ihrer Kinder sich verschlechtern könnte. Tief durchdrungen von den Prinzipien, in denen sie befangen war, ordnete sie ihr Leben drei Hauptgrundsätzen unter: ihr Seelenheil zu sichern, einen guten Ruf zu wahren und zu sparen. Herz und Hirn hatte sie wie in drei Abteilungen geteilt, denen sich alle ihre natürlichen Empfindungen anpaßten und nicht selten darin erstarrten. Von Natur war sie eine liebende, mildthätige Frau, aber die ansteckenden Beispiele im Schoße ihrer Familie und die methodischen Einflüsterungen der religiösen Erziehung hatten auf ihren Charakter einen großen Einfluß ausgeübt. Als Tochter eines in der Umgegend von Limoges wohnenden Gutsbesitzers bis zu ihrem neunzehnten Jahre im Kloster, dann bis zu ihrer Großjährigkeit bei den Ihrigen aufgewachsen und früh ihrer Mutter beraubt, hatte sie immer mehr die Gewohnheit angenommen, die Tragweite jeder Handlung vom Standpunkte des künftigen Lebens zu betrachten und ihr Benehmen nach dem, was die Leute sagen, zu richten. Unaufhörlich schwankte sie zwischen geistlichem und weltlichem Urteil und faßte keinen Entschluß, ohne vorher eine Art unsichtbarer Zeugen befragt zu haben, die ihr bald im Namen der christlichen, bald in dem der landläufigen Moral antworteten. Schmiegsam und gefühlvoll zugleich, wie sie war, hätte sie ihren halb durch klösterliche, halb durch kleinstädtische Erziehung eingeengten Horizont erweitern können, wenn sich ihr Gatte die Mühe genommen hätte, die unter der Anhäufung vertrockneter Blätter noch lebensfähige Pflanze geduldig wieder aufzurichten. Herr Dupan jedoch war von Beginn seiner Ehe an zu sehr beschäftigt und vor allem selbst zu unbeständig, um auf den Geist seiner Frau einen günstigen Einfluß auszuüben; so war sie der Herrschaft der Frau Leguy, ihrer älteren Schwester, verfallen, die sie schon seit dem Tode ihrer Mutter völlig beeinflußte und ihr die Vorschriften einer Erziehung ersten Ranges verkörperte. „Schickt sich das? Thut man dies nicht? Was würde die Oberin denken?" Das waren die Bemerkungen, mit denen sie die Jüngere schließlich immer zur Befolgung des Rates brachte, den sie ihr erteilte. Seit ihrer Witwenschaft hatte sich dieser Einfluß noch verstärkt.

Zu ihrem großen Bedauern hatten sich Heinrich und Helene diesem Einfluß entzogen, vor allem Heinrich. Doch zürnte sie ihm nicht zu sehr, da sie in ihm gewisse Charakterzüge ihres Vaters, Herrn Vandiers, wiedererkannte. Sie und Frau Dupan konstatierten mit Stolz, daß der junge Mann „in ihre Familie schlage." Heinrich bot wirklich mit seinen unter gewölbten Brauen tiefliegenden, dunklen Augen, den schwarzen, nach aufwärts gekämmten Haaren, der geraden Stirn, den wohlgeformten sorgfältig rasierten Wangen, der regelmäßigen Nase und dem eigensinnigen Kinn, mit der untersetzten Figur, den breiten Schultern und den durch körperliche Uebungen kräftig entwickelten Muskeln ein Bild der Kraft und Energie, das mit der steifen Haltung und den ein wenig kraftlosen, fast gezwungenen Bewegungen seines Vaters kontrastierte. Herr Dupan war andererseits nicht unzufrieden, in seinem Sohne die, wenn auch viel feiner, viel zarter entwickelten künstlerischen Neigungen wiederzufinden, die sich ehemals, in der Zeit seiner Studien, vorübergehend in ihm offenbart hatten, und die durch drei Generationen von Architekten entwickelt worden waren.

Heinrich und René waren in der Schule miteinander bekannt geworden. Sie hatten eine jener Schulfreundschaften geschlossen, bei welchen der Instinkt oft die dem Anscheine nach entgegengesetztesten Temperamente anzieht: nach der Meinung vieler die einzigen wahren Freundschaften, weil sie sich in einem Alter knüpfen, in dem sich das Kind giebt, wie es ist, ohne Ziererei und ohne Hintergedanken. Das tägliche Zusammensein der Kameraden, die Bemerkungen der Lehrer enthüllen in jedem Augenblicke den Grund der Charaktere; je größer die Wahl ist, desto weniger selten kann man intellektuell oder moralisch bedeutende Naturen sehen, die sich aus eigenem Antriebe mit denen vereinen, die sich ergänzen oder stärken können. So hatten sich Heinrich und René schnell in offener Sympathie genähert. Bis zur Beendigung ihrer Studien in derselben Abteilung, hatten sie sich allmählich so befreundet, daß sie ohne einander kein Vergnügen kannten. Heinrich war in die Sexta des Lyceums Charlemagne eingetreten, nachdem er zwei Jahre in einer katholischen Schule und zwei Jahre in der Pension Massillon gewesen war. Der kleine Lewy behauptete in fast allen Fächern den ersten Platz, nur in Mathematik, Zeichnen und Gymnastik stand er weniger gut. Gerade darin errang Dupan die einzigen Erfolge; launenhaft, wenig bestrebt, Auszeichnungen zu erlangen und gute Aufsätze zu liefern, interessierte er sich zuweilen für dieses Fach, zuweilen für jenes, und hing ohne weiteres, aus dem Bedürfnisse, etwas Besonderes zu sein, gerade den Aufgaben nach, die seine Kameraden am meisten vernachlässigten.

Eines Tags, als er während des Unterrichts eine Figur in sein Heft zeichnete, drückte ihm Lewy, der neben ihm saß, seine Bewunderung in der naiven Kritik aus: „Das da ist sehr fein; giebst du es mir?" Der Angeredete fühlte sich in seiner Eigenliebe als Künstler geschmeichelt und riß das Blatt aus seinem Hefte. Bald darauf fühlte sich Lewy während eines Geschichtsaufsatzes am Ellbogen gestoßen: Dupan, der vollständig unvorbereitet bei der Arbeit saß, bat ihn um sein Heft. „Abschreiben ist verboten", antwortete dieser und setzte, ganz rot, seine Arbeit fort. „Das ist ja recht freundschaftlich, ich soll dir noch einmal Zeichnungen geben!" — „Wir werden uns noch sprechen."

Am Schluß der Stunde eilte er auf seinen Kameraden zu und erklärte ihm, daß er ihm die Arbeit nur ungern verweigert habe; doch habe der Professor schon oft erklärt, daß Abschreibenlassen ein Betrug sei; man füge dadurch den anderen Schülern ein Unrecht zu, und er würde sich um keinen Preis einer Unehrenhaftigkeit fähig zeigen; bei den gewöhnlichen Arbeiten wolle er ihm, wenn er es könne, aushelfen; zuletzt bat er, ihn deswegen nicht für einen schlechten Kerl zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Brief- und Fragekasten.

Herrn H. B. in W. Allerdings war das meine Anordnung. Sie sollen darunter nicht Schaden leiden. — Ungenannter in W. Wäre zehn Tage früher willkommen gewesen. — Herrn Dr. A. F. in H. Solche Druckfehler sind unvermeidlich. Lassen Sie sich dadurch nicht stören. Schönsten Gruß. — Herrn L. L. in B. Ich sehe keine Veranlassung. Für solche Bekanntmachungen ist der Inseratenteil da. — Herrn E. J. in B. Ich höre von Ihrer Vereinigung zum ersten Male. Es geht nicht an, daß ich sie auf diesem Umwege kennen lerne. — Rhenus. Der Knabe hat ויקהלפקודי zu verlesen.

Berichtigung: Der neue Vorsteher der Gemeinde Hamburg, Herr Moritz Warburg, ist Chef des Bankhauses M. M. Warburg, nicht M. A. Warburg.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: M. A. Klausner,
für den Inseratenteil: Erik Pfeffer in Berlin.

...ronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 8.